Bremer Literaturpreis 2015 – Förderpreis

Preisverleihung am 26. Januar 2015, im Bremer Rathaus

Nadja Küchenmeister: »Unter dem Wacholder«

Laudatio auf **Nadja Küchenmeister**, gehalten von Dr. Roman Bucheli

Sehr verehrter Herr Bürgermeister
sehr verehrte Damen und Herren
liebe Nadja Küchenmeister

„Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht. Und Gott sah, dass das Licht gut war. Da schied Gott das Licht von der Finsternis und nannte das Licht Tag und die Finsternis Nacht.“

Sie kennen das, meine sehr verehrten Damen und Herren. Es ist der Anfang der Genesis in Luthers Übersetzung. Und nun hören Sie dies:

„die sonne scheint mir aus der luft / und aus der regenrinne, sie scheint mir / aus der wiese, aus dem frischen schnee. // sie scheint mir aus dem efeu, dem orangen / bäumchen, sie scheint mir aus dem ficus / und aus den kakteen ...“

So lauten die ersten zwei Strophen aus Nadja Küchenmeisters Gedichtband „Unter dem Wacholder“. Klingt das nicht wie ein Appell an alle Geschöpfe und Dinge und darum wie eine Schöpfungsgeschichte im Kleinen? Die Dichterin ruft die Dinge auf, indem sie ins Licht treten lässt, was die Welt ausmacht, von der „regenrinne“ bis zum „orangenbäumchen“; und indem sie die Dinge bei ihren Namen ruft, wird evident, was Gedichte zuallererst und vor allem anderen sind: nämlich Sprache. Auch das kennen wir aus der Genesis: die Schöpfung

vollzieht sich durch die Sprache, indem allen Dingen ein Name gegeben wird. Jedes Gedicht und dieses Eröffnungsgedicht im Besonderen ist darum eine kleine Schöpfungsgeschichte.

Aber dieses Gedicht endet in einem, wie soll ich es sagen, düsteren Vers:

„die sonne scheint und wärmt nicht mehr.“

Wir haben es am Ende dieses so verheißungsvoll begonnenen Schöpfungsberichts mit einer kalten Sonne zu tun: Sie scheint noch, aber wärmt nicht mehr. Wir schauen durch das Prisma dieser Verse auf eine Welt, die schon am Ende des Schöpfungstages aussieht wie nach der Apokalypse. Und wenn wir dann in die Mikroebene der Verse hinuntersteigen, glauben wir auch Hinweise zu finden, die eine solche Deutung bestätigen: hand, abend, mond, mund: Die Permutation dieser Wortendungen lässt lautmalerisch als Generalbass das Ende mitschwingen. In ihrem Anfang ist das Ende der Welt immer schon vorgesehen und darin eingeschrieben.

„Weltende“, meine Damen und Herren, heißt ein berühmtes Gedicht des Dichters Jakob van Hoddis. 1911 wurde es erstmals veröffentlicht, es beginnt so:

„Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,
In allen Lüften hallt es wie Geschrei,
Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei
Und an den Küsten – liest man – steigt die Flut.“

Wir wissen, dass den Bürgern nur drei Jahre später noch viel mehr als nur Hüte von den spitzen Köpfen flogen. Die Köpfe selber wurden ihnen weggeschossen. Das Gedicht hat etwas Prophetisches, auch wenn Jakob van Hoddis, der 1942 in dem Vernichtungslager Sobibor ermordet worden ist, lediglich ein freilich dramatisches meteorologisches Phänomen schildert, das ihm andererseits die Bilder und Metaphern gibt für seine Vorstellung vom „Weltende“.

Und nun hören Sie dies:

„wind kommt auf und reisst die schwalben von den drähten.“

Es liegt nicht an Nadja Küchenmeister, wenn ich bei diesem ersten Vers ihres Gedichtes „wolken“ an Jakob van Hoddis und seine abstürzenden Dachdecker denken muss. Es ist vielmehr die Freiheit des Gedichts, die solches zulässt. Aber hören Sie, wie die Apokalypse hier ausgeht. Ich zitiere die letzten Verse:

„das gewitter / zieht weiter, kaum dass ein blitz zur erde fuhr. wolken sind / was deine augen waren. was deine augen waren, wolken nur.“

Das klingt harmlos, harmloser jedenfalls als das „Weltende“ bei Jakob van Hoddis, wo zuletzt die Eisenbahnen von den Brücken fallen. Aber steckt nicht gerade in dieser Harmlosigkeit, im Bewusstsein des gerade noch einmal vorübergegangenen Unglücks („kaum dass ein blitz zur erde fuhr“), steckt nicht darin der weitaus größere Schrecken? Was nicht eintrat, steht erst noch bevor. Ich will nicht behaupten, Nadja Küchenmeisters Gedicht sei in seiner Zurückhaltung beunruhigender als die Drastik bei Jakob van Hoddis. Man muss die Gedichte lesen vor dem Horizont ihrer Zeit und ihrer Erfahrungen. Aber in beiden schlummert ein vergleichbares Potenzial an Beunruhigung und Beklemmung. Bei Nadja Küchenmeister umso mehr, als sie den stillen Schrecken in einem verführerisch schönen Bild versteckt: Von einem schläfrigen Hund ist in dem Gedicht die Rede, der sich bei dem aufkommenden Gewitter nichts anmerken lässt, bis auf dies: „manchmal zucken seine ohren / hebt sich das lid über die milch der pupille, zittert ein muskel im hinterlauf“. In solchen unwillkürlichen Regungen zeigt sich, welche Energieströme die Welt im Verborgenen erschüttern. Das Zittern eines Muskels erzählt dann so unauffällig wie lakonisch von einer Gefahr, der man gerade noch einmal entronnen ist.

Nadja Küchenmeister ist eine Virtuosin des Unspektakulären. Sie schöpft dabei gleichermaßen aus dem Fundus von Kindheitserinnerungen, wie sie die Landschaften ihrer Gegenwart mit kräftigen Strichen skizziert und daraus Seelenlandschaften hervorgehen lässt. Träume gehören zu den mächtigsten Kräften im Innenleben dieser Gedichte: Aus dem Verborgenen und Entlegenen kommen die Motive her – und sie haben eine geradezu fatale Neigung, dahin zurückzukehren. Gleichsam in zwei Sphären schaut man darum durch die transparenten Bilder dieser Gedichte: in die eine Richtung sieht man ins Reich der Imagination, in die Traumwelten und in die verlorenen Paradiise der Erinnerung; schaut man von der anderen Seite her, erkennt man die Melancholie alles Vergänglichen; Todesahnungen grundieren viele Gedichte, als sei das Leben ein langes Exerzitium im, wie es einmal heißt, „abschiednehmen von den dingen“. Häufig stehen darum diese Gedichte auf der Schwelle zwischen den Lebenden und den Toten: „nur zur hälfte wach, zur hälfte / abgewandert ins geträumte tal“, so lesen wir im Zyklus „der tod im traum“. An diesem Ort, der nicht mehr ganz in dieser, aber auch noch nicht vollends in jener Welt liegt, ergibt sich eine Hellhörigkeit für die Herzkammertöne des Verschwiegenen: „was du hörst, sind zungen fremder / arten“. Es liegt dann in diesen Gedichten ebenso viel stille und stumme Verzweiflung (die wir vielleicht und freilich etwas rabiater aus den Gedichten von Sylvia Plath kennen), wie sie gleichzeitig ein

ebenso stilles Pathos des Aufbruchs durchströmt, als wohnte jedem Anfang schon das Ende inne und jedem Ende noch ein hoffnungsfroher Anfang. Jeder Traum in diesem Gedicht ist eine Vorahnung des Todes und eine Erinnerung an die Anfänge des Lebens, und jeder Garten ruft zugleich ein Abbild der Kindheit wie den Vorschein eines Gottesackers herauf. Aus dem Nebeneinander des Ungleichzeitigen und der widerstreitenden Stimmen entsteht die erstaunliche Polyphonie dieser Gedichte.

Aber es kommt noch etwas anderes hinzu. Manche Gedichte von Nadja Küchenmeister – und nun halten Sie sich bitte fest –erscheinen mir als eminent politisch. Ich gebe zu, das liegt nicht auf der Hand und selbst die Dichterin wird daran zuallerletzt gedacht haben.

Jedoch, wie sagte einmal Arthur Rimbaud: „Wenn das Blech als Trompete erwacht, so ist es nicht seine Schuld.“ Anders gesagt: Wenn diese Gedichte als politische Gedichte erkannt werden, dann ist es nicht ihre Schuld und auch nicht die Schuld der Autorin. Es ist ein Ausweis guter Literatur, wenn sie und ihre Verfasser stets weniger wissen über sich selbst als ihre Leser. Gewiss sind diese Gedichte nicht auf plakative Art politisch. In ihrer Diskretion erinnern sie etwa an Bertolt Brechts anrührendes Gedicht „Der Radwechsel“. Es geht so:

„Ich sitze am Strassenhang.
Der Fahrer wechselt das Rad.
Ich bin nicht gern, wo ich herkomme.
Ich bin nicht gern, wo ich hinfahre.
Warum sehe ich den Radwechsel
Mit Ungeduld?“

Lakonischer und zugleich genauer hat kaum ein Dichter den Ort der Dichtung festgehalten. Sie steht immer und unverfügbar dazwischen – und meist ist sie gerade damit beschäftigt, ein Rad oder ein anderes Zubehör auszuwechseln im vergeblichen Versuch, die Fahrtüchtigkeit oder überhaupt die Tauglichkeit für einen wie auch immer beschaffenen Alltag herzustellen. Solcherart entziehen sich auch die Gedichte Nadja Küchenmeisters in jeder Hinsicht allen denkbaren Verfügbarkeiten. Gerade darum sind sie in einem emphatischen Sinne politisch.

Sie möchten ein Beispiel haben ...: Nehmen Sie das Triptychon „döllersheimer ländchen“. Es geschieht nicht alle Tage, dass Sie ein Gedicht lesen, durch das – freilich ungenannt – Adolf Hitler geistert. Und das sodann in minutiösen Gängen durch das Waldviertel den historischen Raum als einen toten Winkel der Erinnerung durchschreitet, so schlicht wie

ergreifend, dass wir abermals die Virtuosin des Unspektakulären am Werke sehen, die eine beflissene Erinnerungspolitik mit den Mitteln der Poesie sanft konterkariert.

„Wenn das Blech als Trompete erwacht, so ist es nicht seine Schuld.“ Rimbaud in allen Ehren, meine Damen und Herren, aber dieses Blech konnte nur als Trompete erwachen. Oder anders gesagt: Nadja Küchenmeister weiss sehr genau, was sie tut.

Nehmen Sie etwa den vierteiligen Zyklus „das amerikanische licht“. Erneut haben wir es, wie bei dem Eröffnungsgedicht, mit einer Art Schöpfungsgeschichte zu tun. Ein halbwüchsiges Mädchen erkennt plötzlich in den Gegenständen ihres ostdeutschen Alltags ein seltsames Lichtphänomen. „ja, dieses amerikanische licht hing morgens immer vor dem balkon / und auch am abend glänzte es noch auf den fahrradständern. woher / es kam, ich weiss es nicht, aber von nun an wick es mir nicht mehr // von der seite.“ Derweil werden die Schlangen vor den Geschäften länger, und sie werden wieder kürzer, die Kinder vergnügen sich, wie sie es hüben und drüben immer taten, nur das amerikanische Licht hört nicht mehr auf zu leuchten.

Dann schildert der letzte Teil des Zyklus diese Szene:

„aus schürzen ragten ellenbogen, stemmten sich unter grossem / gezeter, wenn wir im hof noch unsere speere spitzten, auf die / mit kissen ausgestaffierten fensterbretter. da redeten die küchen / stimmen das ende einer utopie herbei, oder so ähnlich.“

Wir wissen, welche Utopie im Gerede dieser Hausfrauen gemeint ist. Wir schreiben das Jahr 1989 und erleben gerade den Kollaps der stets hinausgeschobenen sozialistischen Heilserwartung. In Amerika verkündet derweil Francis Fukuyama das Ende der Geschichte, und die Welt feiert den Sieg der Markt- über die Planwirtschaft. Wir wissen heute auch, und es wurde uns jüngst in Paris und wird uns fast täglich rund um die Welt schmerzlich ins Bewusstsein gebrannt, dass weder die Geschichte noch die Utopien an ihr Ende gekommen sind. Vielmehr erleben wir heute eine Wiederkehr der Geschichte, indem das Projekt der Aufklärung herausgefordert und infrage gestellt wird durch eine Gegen-Aufklärung in der Form eines rabiaten Fundamentalismus. Wir wissen aber auch, dass der Aufklärung immer schon eine Dialektik innewohnte, dass die Aufklärung immer schon gefährdet war durch die Inthronisierung der Götter der Vernunft. Von solcher Dialektik erzählt Nadja Küchenmeisters Gedicht „das amerikanische licht“. Sie kleidet diese Dialektik in Skepsis: das „amerikanische licht“ nämlich habe auch den Eingang zu Dantes „Stadt der Schmerzen“ gezeigt; sie drapiert die Dialektik in Sarkasmus, indem das Gedicht auf einer spöttischen Note endet: an dem Tag nach den umstürzenden Ereignissen habe sich „über die gülzower strasse, die hecke und die

tischtennisplatten der volle glanz amerikas“ ergossen. Fest steht am Ende dieses doch so zukunftsfrohen Gedichts: Das Heil wird auch diese amerikanische Religion nicht bringen.

Nein, meine Damen und Herren, dieses Blech wird ganz bestimmt geahnt haben, dass es dereinst als Trompete erwachen sollte.

Nicht allein für die traumwandlerisch genauen Bilder, mit der Daseinsnot und Alltagsglück greifbar werden; auch nicht nur für die subtilen Erkundungen in den Bezirken der Träume oder in den Sphären der Vergänglichkeit, aber für das suggestive Nebeneinander von solchen Bildern, poetischer Sprache, existenzieller Hellhörigkeit und zeitdiagnostischer Schärfe erhält Nadja Küchenmeister den Förderpreis des Bremer Literaturpreises. Ich freue mich sehr, im Namen der Jury Sie, liebe Nadja Küchenmeister, zu diesem Gedichtband und zu dieser Auszeichnung beglückwünschen zu dürfen.

– ES GILT DAS GESPROCHENE WORT –

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG

Stiftung des Senats der Freien Hansestadt Bremen

c/o Stadtbibliothek Bremen · Am Wall 201 · 28195 Bremen

Fon (0421) 361 4046 · Fax (0421) 361 6903 · E-mail: sekretariat@stadtbibliothek.bremen.de